

Das Buch

Um Abstand vom Tod ihres Verlobten zu gewinnen, stürzt sich FBI Agent Sayer Altair in ihre Forschung. Als Neurowissenschaftlerin untersucht sie die Gehirne von Serienkillern. Ihr Ziel: den Ursprung des Bösen zu finden.

Doch dann wird sie zu einem Einsatz in Washington, D. C. gerufen: Ein Mädchen wurde in einem Käfig gefangen gehalten und ist dort verdurstet. Bei dem Opfer handelt es sich um die Tochter des einflussreichen Senators Van Hurst. Der mischt sich schon bald mit aller Macht in die Ermittlungen ein und gefährdet diese damit ernsthaft.

Als klar wird, dass ein weiteres Mädchen in einem Käfig an einem unbekannten Ort zu sterben droht, wird die Zeit knapp. Sayer Altair setzt alles daran, den Killer rechtzeitig zu stoppen. Aber dieser ist ihr stets einen Schritt voraus.

Die Autorin

Ellison Cooper promovierte in Anthropologie. Sie spezialisierte sich dabei im Bereich kulturelle Neurowissenschaften und Archäologie. Ihre wissenschaftlichen Publikationen erschienen in zahlreichen anerkannten Zeitschriften. Sie studierte außerdem Jura an der Georgetown University und arbeitete als Mordermittlerin beim Washington, D. C. Public Defender Service, wo sie Einblick in das System der Kriminaljustiz erhielt. Mit ihrem Mann und ihrem Sohn lebt sie in der Bay Area.

Ellison Cooper

Todeskäfig

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Sybille Uplegger

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de



Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage August 2018

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2018

© 2018 by Ellison Cooper

Titel der amerikanischen Originalausgabe: *Caged*
(Minotaur Books, St. Martin's Press, New York)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: Arcangel / © Claudia Holzforster

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-29076-8

Anacostia, Washington, D. C.

Der Streifenwagen des D. C. Police Departments parkte mit laufendem Motor in einer menschenleeren Wohnstraße. Officer Wilson Tooby schlürfte seinen kochend heißen Kaffee und blinzelte ins grelle Morgenlicht. Die Zweige blühender Kirschbäume bogen sich über die Straße und warfen ihre langen Schatten auf gepflegte Rasenflächen und adrette Eigenheime.

Im Gegensatz zu anderen Ecken im Südosten von Washington, D. C. wirkte diese Gegend ruhig, ja geradezu idyllisch.

Nur ein einziges Haus stach durch seine Baufälligkeit hervor. Und vor genau diesem Haus parkten Wilson und sein Partner Mike.

Wilson reckte sich in Richtung Beifahrersitz, um einen besseren Blick auf das leer stehende Einfamilienhaus erhaschen zu können. Zugenagelte Fenster und eine verfallene Veranda stellten in D. C. weiß Gott keine Seltenheit dar, allerdings war er sich ziemlich sicher, das rostige goldgrüne Schild mit der Aufschrift *Zu verkaufen*, das vorn im Garten stand, schon einmal gesehen zu haben.

»Waren wir nicht letzte Woche schon hier?«, fragte er seinen Partner.

»Was?« Mike hatte nur Augen für sein Handy – und für die SMS, die er gerade an seine neue Freundin schrieb.

»Weißt du nicht mehr? Da kam doch dieser Notruf rein. Eine junge Frau, klang total verwirrt, als wäre sie auf Drogen oder so.«

»Ja, kann schon sein.« Mike zuckte die Achseln.

Mike gehörte zu der Sorte Mann, die wie besessen Gewichte stemmte, aber keine halbe Meile am Stück laufen konnte. Nicht gerade der beste Cop, mit dem Wilson je zusammengearbeitet hatte.

Auf dem Bordcomputer ihres Streifenwagens rief Wilson den Bericht des Vorfalls auf und las den Vermerk, den er zwölf Tage zuvor dazu geschrieben hatte. »Tatsächlich, es ist genau dasselbe Haus. Beim letzten Mal war ja alles ruhig.«

»Und worum geht's diesmal?« Mike beugte sich nach vorne, um den Text am Monitor besser lesen zu können.

»Schlechter Geruch.«

Erneut gingen ihre Blicke zum Haus. Das verhieß nichts Gutes.

Wilson tippte den Monitor an, um noch einmal den Mitschnitt des Notrufs abzuhören. Ein Hoch auf die moderne Technik. Er drückte auf »Play«, und wenig später erfüllte die Stimme eines jungen Mädchens das Innere ihres Einsatzfahrzeugs.

»Hallo?«, kam ihr zaghaftes Flüstern aus den Lautsprechern.

»Neun eins eins, was kann ich für Sie tun?«, meldete sich die Disponentin der Notrufzentrale in recht schroffem Ton.

»Ha...hallo? Bitte, jemand muss mir helfen.«

»Um was für einen Notfall handelt es sich denn, Liebes?«, fragte die Disponentin daraufhin etwas sanfter.

»Ich weiß nicht, was hier los ist. Da ist ...«

»Wo sind Sie denn gerade, Liebes?«

»Ich weiß nicht.« Das Mädchen brach in Tränen aus. »Ich weiß es nicht ...«

Ein jähes Geräusch ließ die Lautsprecher im Streifenwagen erbeben, dann brach die Verbindung ab.

»Hat da ein Hund gebellt?«

»Keine Ahnung.« Wilson überflog den Bericht. Der Anruf war von einem alten Festnetzanschluss gekommen, der offiziell gar nicht mehr in Betrieb war. Deshalb hatte man ihn auch nicht exakt lokalisieren, sondern lediglich dem näheren Umkreis einer Adresse zuordnen können.

Wilson und Mike waren zu besagter Adresse gefahren und hatten mehrmals an die Haustür geklopft. Sie hatten eine Runde ums Grundstück gemacht und sich mit einem Nachbarn unterhalten, der sie darüber aufgeklärt hatte, dass das Haus leer stehe und man nie jemanden ein- oder ausgehen sehe. Es hatte keinerlei Einbruchsspuren gegeben, Türen wie Fenster waren fest verschlossen gewesen, und da sie nicht einmal gewusst hatten, ob sie überhaupt am richtigen Ort waren, hatten sie den Vorfall zu den Akten gelegt. Wilson erinnerte sich noch, dass es der Geburtstag seiner Tochter gewesen war. Er hatte so schnell wie möglich Feierabend machen wollen, um rechtzeitig zu ihrer Party zu Hause zu sein.

Und jetzt hatte sich jemand über schlechten Geruch beschwert.

»Ach, verdammt«, fluchte Wilson, als er sich aus dem Sitz hievte. Hoffentlich würden sie drinnen keinen toten Junkie finden. Langsam stiegen die beiden Cops die buckligen Stufen zum Haus hoch. Oben angekommen, klopfte Wilson mit Nachdruck an die Tür.

»Hallo? Polizei, machen Sie bitte auf!«

Bereits während er klopfte, nahm er den unverkennbaren Gestank von verwesendem Fleisch wahr, der durch die Ritzen der Tür ins Freie drang.

»Ach, verdammt«, brummte er erneut.

»Das ist gar nicht gut.«

»Meinst du?« Wilson hatte allmählich die Nase voll von seinem Partner. »Gib die Infos durch, ich breche die Tür auf.«

Während sein Partner die Zentrale anfunkte, versetzte Wilson der alten Haustür einen beherzten Fußtritt. Er zielte auf die Stelle unmittelbar oberhalb des Schlosses. Das Holz splitterte gleich beim ersten Mal, und trotz der Umstände konnte sich Wilson ein triumphierendes »Ha!« nicht verkneifen. Eine Tür einzutreten konnte sehr peinlich werden, wenn die Tür nicht mitspielte.

Er betrat das Haus und schluckte die Galle hinunter, die ihm sogleich in die Kehle schoss. Trotz des kühlen Frühlingstags war die Luft im Haus muffig und abgestanden.

Mike, der ihm gefolgt war, musste ebenfalls würgen. »Oh mein Gott!«

»Kotz bloß nicht hier drinnen, Mann. Wenn's dir hochkommt, geh zurück nach draußen«, warnte Wilson.

»Ich durchsuche das Haus jedenfalls nicht, da kannst du Gift drauf nehmen. Ruf einfach den Leichenwagen.«

»Den können wir nicht rufen, solange wir keine Leiche haben. Könnte ja auch ein toter Waschbär sein oder was weiß ich.«

Mike stieß einen Fluch aus.

Wilson spürte ein nervöses Kribbeln am ganzen Körper. Einem Instinkt folgend, zog er seine Waffe aus dem Holster. Mike hob verwundert eine Augenbraue, folgte jedoch dem Beispiel seines Partners.

»Hallo?«, rief Wilson laut. Noch immer musste er mit aller Gewalt gegen seinen Brechreiz ankämpfen.

Sie begannen mit dem Sichern des Hauses nach dem üblichen Schema. Wilson durchquerte den dämmrigen Flur und sah sich

dabei aufmerksam nach beiden Seiten um. Das Erdgeschoss war leer. In der Küche allerdings wurde der ekelerregende Gestank noch intensiver und beißender. Wilsons Augen begannen zu tränen. Er deutete auf eine Tür, von der er annahm, dass sie hinunter in den Keller führte, und sofort fiel ihnen beiden der glänzende neue Riegel daran auf, der in krassem Gegensatz zu den speckigen, unansehnlichen Wänden des Hauses stand.

Mit einem Nicken schob Mike den Riegel zurück. Die Tür schwang auf, und ein Schwall ranziger Luft wehte ihnen entgegen. Reflexartig wichen beide einen Schritt zurück und hoben schützend die Arme vors Gesicht, ohne dabei an ihre Schusswaffen zu denken.

Durch seinen Hemdsärmel gedämpft, rief Mike seinem Partner zu: »Lass uns einfach runtergehen und die verdammte Leiche suchen, damit wir hier so schnell wie möglich wieder rauskommen!«

Er betrat die oberste Stufe, schaute auf seine Füße, als wäre er auf etwas getreten, und sagte: »Was zum ...«

Im selben Moment ging die Schrotflinte los, die direkt hinter der Tür hing.

Wilson, der hinter seinem Partner stand, war vor dem Schlimmsten geschützt. Einige Schrotkugeln streiften seinen linken Arm und trafen ihn an der linken Wange. Mike hingegen bekam die volle Ladung ab.

Gesicht und Brust vom Schrot zerfetzt, schrie er vor Schmerzen auf und taumelte rückwärts. Er stieß mit Wilson zusammen, und beide Männer stürzten zu Boden.

Justizvollzugsanstalt Coffeewood, Virginia

FBI Special Agent Sayer Altair beobachtete den Mörder durch einen schmalen Schlitz in der Tür. Dugald Tarlington saß, den Kopf tief über etwas in seinem Schoß gebeugt, auf einem verschlissenen orangefarbenen Sofa im Wartebereich des Krankenzügels. In dem kleinen Raum wirkte der Mann groß wie ein Felsmassiv. Seine fleischigen Hängebacken sahen aus wie dicke Steaks, und auf seinem Kopf spross verfilztes Blondhaar wie ein Vogelnest. Doch am furchterregendsten fand Sayer die Hände des Mehrfachmörders mit Fingern, die aussahen wie muskulöse Aale.

Sie erschauerte und zog sich ins Halbdunkel des Untersuchungszimmers zurück. Dann widmete sie sich wieder Tarlingtons Akte. Die Seite, die sie zufällig aufschlug, enthielt das Foto von einem seiner Opfer. Der Hals der Frau war übersät mit Würgemarken, weil Dugald sie wieder und wieder bis zur Bewusstlosigkeit stranguliert hatte. Es war ein dicker Stapel Fotos, den Sayer nun herausnahm und zwischen den Fingern hielt, und die Motive darauf ähnelten sich: Bilder von vier jungen Frauen, die Dugald Tarlington auf unvorstellbar grausame Weise ermordet hatte.

Draußen, im kalten Neonlicht des Warteraums, begann der massige Leib des Mörders plötzlich zu zittern. Die zwei uniformierten Schließer, die sich bei ihm befanden, blickten zwar kurz

hoch, wandten sich jedoch gleich darauf gelangweilt wieder ab. Sayer hingegen beugte sich neugierig nach vorn, um erkennen zu können, was Tarlington da gerade betrachtete. Durch die Gewichtsverlagerung knarrte der Fußboden, und als Tarlington den Kopf hob, um nach der Ursache des Geräuschs Ausschau zu halten, sah Sayer auf seinen geröteten Wangen Tränen schimmern.

Auf seinen Knien lag ein alter JC-Penney-Katalog. Die aufgeschlagene Seite zeigte das Bild einer glücklichen Familie beim Grillen im Garten. Sayer kam die Galle hoch. Für einen Killer, der so unmenschlich war wie Dugald Tarlington, hatte sie keinen Funken Mitleid übrig.

Sie setzte einen neutralen Gesichtsausdruck auf und trat durch die Tür.

»Mr Tarlington. Danke, dass Sie sich zu der Untersuchung bereit erklärt haben. Haben Sie verstanden, was gleich passieren wird?«

Tarlington wischte sich die Tränen ab, während er weiterhin das Katalogfoto betrachtete. »Meine eigenen Kinder reden nicht mehr mit mir. Der Älteste ist zwölf. Er braucht seinen Vater«, sagte er mit einem ausgeprägten, leicht näselnden Südstaaten-Akzent.

Sayer lag eine Erwiderung auf der Zunge: Wenn ihm seine Kinder so sehr am Herzen lagen, hätte er vielleicht nicht vier unschuldige Menschen ermorden sollen.

Stattdessen sagte sie bloß: »Mr Tarlington, ich brauche eine mündliche Bestätigung von Ihnen, dass Sie verstanden haben, was eine funktionelle Magnetresonanztomografie beinhaltet.«

Erst jetzt schenkte er ihr seine volle Aufmerksamkeit. »Sie sind diese Frau vom FBI, die Gehirne von Mördern untersucht?«

»Ja, die bin ich.«

»Aber ...« Er hielt inne und musterte sie. »Sie sind ja schwarz.«

»Danke für den Hinweis.« Sayer sparte sich jeden weiteren Kommentar dazu. »Soll ich Ihnen den Vorgang noch einmal im Einzelnen erläutern?«

»Nein, Ma'am, ich habe alles verstanden. Sie wollen sehen, wie das Gehirn eines Mörders von innen aussieht. Darf ich fragen, wonach genau Sie da eigentlich suchen?«

»Meiner Theorie zufolge müsste der vordere Teil Ihres Gehirns, der sogenannte präfrontale Cortex, deutlich weniger aktiv sein als bei einem normalen männlichen Gehirn. Außerdem vermute ich, dass Ihre Amygdalae, die Drüsen, die für Empathie zuständig sind, unterdurchschnittlich stark entwickelt sind.«

Der Mörder überlegte eine Zeit lang, dann nickte er kurz. »Gut. Und wenn Sie das bei mir nicht finden, steht dann fest, dass ich unschuldig bin?«

»Ganz so einfach ist das nicht, Mr Tarlington.« Sein Blick war so aufrichtig, dass man beinahe Angst bekommen konnte. Aber Sayer hatte seine Akte gelesen. DNA-Beweise, Fingerabdrücke – das ganze Paket. Forensisch betrachtet, bestand nicht der geringste Zweifel an seiner Schuld. Aber echte Psychopathen verstanden sich sehr gut darauf, mit den Emotionen ihrer Mitmenschen zu spielen. Und sie blickte gerade in die Augen eines echten Meisters seiner Zunft, so viel war klar.

Er legte enttäuscht die Stirn in Falten und strich mit seinen Aalfingern den Rand des Katalogs entlang. »Sie dürfen mein Gehirn scannen, wenn ich den hier behalten kann.«

Sayers Magen machte einen unangenehmen Satz, als sie sich vorstellte, wie er sich an den Bildern der jungen Frauen aufgeilen

würde. Andererseits: Der Mann saß lebenslänglich hinter Gittern. Sollte er den verdammten Katalog doch haben. Sie nickte.

»Danke«, wisperte er mit versagender Stimme. Fast hätte man glauben können, dass Dugald Tarlington zu echten menschlichen Regungen fähig war.

Einige Minuten später glitt der verurteilte Mörder in die MRT-Röhre, und Sayers Blick ruhte auf dem kleinen Computermonitor, der ihr Aufnahmen seines Gehirns liefern würde, während er sich eine Reihe verschiedener Bilder anschaute. Sie holte ihre Perlen-schnur aus der Tasche und ließ die glatten Bernsteinkugeln durch ihre Finger gleiten. Der Techniker, der mit dem fMRT-Gerät von der Georgetown University hergekommen war, stand hinter ihr und schaute ihr über die Schulter, während sich auf dem Monitor langsam die ersten Bilder materialisierten.

»Und? Was ist so los in seinem Gehirn?«, fragte er nach einer ganzen Weile.

Sayer runzelte die Stirn. Natürlich würde sie noch einen Vergleichstest vornehmen müssen, aber da sie bereits Tausende ähnlicher Aufnahmen gesehen hatte, konnte sie eins schon jetzt mit Gewissheit sagen: Dugald Tarlington hatte recht gehabt, sein Gehirn machte einen absolut unauffälligen Eindruck. Sie wollte den Techniker gerade mit einer knappen Antwort abspeisen, als ihr Handy klingelte.

»Sayer Altair.«

»Sayer, wir haben einen Tatort, und ich will, dass Ihre Abteilung das übernimmt. Ich habe bereits die Kollegen von der Spurensicherung und das Bombenräumkommando hingeschickt. Machen Sie sich sofort auf den Weg, ich will Sie so schnell wie möglich vor Ort haben.« Die stellvertretende Direktorin des FBI,

Janice Holt, klang gereizt. Gereiztheit war gewissermaßen ihre Werkseinstellung.

»Stellvertretende Direktorin Holt, ich bin gerade mitten in meiner MRT von Tarlington. In maximal einer Stunde müsste ich fertig sein.«

»Interessiert mich nicht. Wenn ein Fall reinkommt, muss Ihre Forschung warten, das war die Abmachung.«

Sayer schluckte ihren Protest hinunter. »Ist ja schon gut«, presste sie in annähernd höflichem Ton hervor. »Worum handelt es sich denn?«

»Um Mord. Mindestens eine Leiche im Keller eines Hauses in D. C. Der Tatort war mit einer Selbstschussanlage präpariert, zwei Polizisten wurden verletzt, einer von ihnen befindet sich in kritischem Zustand.«

»Oh nein.« Sayers Mund wurde trocken. Sie wusste nur zu gut, wie sich die Familien der beiden Polizisten jetzt fühlen mussten.

»Ja. Eine Schrotflinte, ausgelöst durch einen Stolperdraht. Der Tatort ist vollkommen verwüstet. Notärzte, D. C. Police Department – alle sind munter durchs Haus getrampelt. Dann hat irgendwann die Vernunft gesiegt, und wir wurden eingeschaltet.«

»Warum?«

»Man hat mir nur gesagt, der Tatort sei, Zitat, »gruselig«. Ich ernenne Sie zur Ermittlungsleiterin«, fügte Holt hinzu.

Trotz ihres Ärgers darüber, so unvermittelt von ihrem Forschungsprojekt weggeholt zu werden, schlug Sayers Herz schneller.

»Ich will Sie bei dem Fall an vorderster Front sehen. Ich gebe Ihnen Vik Devereaux aus der Abteilung für Verbrechen gegen Kinder als Partner. Wir wissen noch nicht, wie alt das Opfer war. Ver-

bocken Sie's bloß nicht.« Mit diesen Worten legte die stellvertretende Direktorin Holt auf.

Sayer wies den Techniker an, Dugald Tarlingtons fMRT selbstständig abzuschließen, dann verließ sie das Gefängnis und trat hinaus in den frischen Frühlingsabend. Sie atmete tief den Duft von Geißblatt ein, der von den Hügeln im Südwesten heranwehte. Ihr Handy klingelte schon wieder. »Nana« stand auf dem Display – ihre Großmutter. Sayer beschloss, dass sie im Moment nicht die Nerven hatte, sich mit der menschlichen Naturgewalt namens Sophia McDuff auseinanderzusetzen. Sie drückte den Anruf weg und genoss stattdessen die zu Kopf steigende Mischung aus Nervosität, Beklommenheit und freudiger Erregung, die sich zu Beginn eines neuen Mordfalls immer bei ihr einstellte. Nach einem raschen Blick auf ihr Navi setzte sie sich den Helm auf, ließ den Motor ihrer Maschine aufheulen und rührte vom Parkplatz.

Washington, D. C.

Hinter dem Absperrband hatte sich bereits eine kleine Schar von Schaulustigen zusammengefunden, deren neugierige Gesichter in der Abenddämmerung im Licht der Einsatzfahrzeuge abwechselnd blau und rot aufleuchteten.

FBI Special Agent Vik Devereaux erwartete sie auf der Veranda des Hauses. Aufgrund seiner hellen Haut wirkte sein Gesicht beinahe wie ein weißer Ballon, der über einem zerknitterten schwarzen Anzug schwebte. Der Mann hatte dunkle Ringe unter den Augen und ging mit leicht gebeugten Schultern, doch trotz seiner Totengräber-Aura gelang es ihm irgendwie, das Klischee des verlotterten, aber zugleich attraktiven Ermittlers perfekt zu bedienen.

Sayer duckte sich, um unter dem Flatterband hindurchzuschlüpfen, und hob die Hand zum Gruß. »Tja, Vik, so wie's aussieht, arbeiten wir bei diesem Fall wohl zusammen.«

»Hey, Intelligenzbestie.« Vik nickte mit düsterer Miene. Seine Begrüßung war nicht unbedingt als Kompliment gemeint. Genau wie Sayer war auch Vik ein Special Agent in der zentralen Kriseninterventions-Einheit des FBI. Die einzelnen Abteilungen innerhalb dieser Einheit ermittelten in Fällen von Serienmördern oder entwickelten Strategien für Krisenereignisse wie Heckenschützen

oder Amokläufe an Schulen. Zwar gab es bei der Behörde jede Menge Mitarbeiter mit Dokortitel, allerdings waren die meisten von ihnen Psychologen, und nur wenige sahen einen konkreten Nutzen darin, eine promovierte Neurowissenschaftlerin im Team zu haben. Dass Sayer noch dazu die FBI-interne Karriereleiter schneller hinaufstieg als mancher Kollege, war ihrer Popularität auch nicht gerade zuträglich. Aber Vik besaß einen guten Ruf und galt bei den Kollegen als extrem stressresistent. Er würde also hoffentlich damit klarkommen, bei ihrer Ermittlung die zweite Geige zu spielen.

»Was haben wir?«, fragte Sayer, während sie sich aus ihrer Lederjacke schälte und dann auf einem niedrigen Stuhl Platz nahm, um sich für das Betreten des Tatorts auszurüsten.

»Einen Albtraum«, antwortete er mit seinem leichten Cajun-Akzent. »Die Kampfmittelbeseitigung musste anrücken und das Gebäude durchsuchen, und die Jungs sind natürlich überall rumgelaufen – dann kamen noch die Notärzte, die die verletzten Kollegen von der Streife versorgen mussten. Ich habe schon überlegt, ob wir nicht vielleicht noch eine Tanztruppe einladen sollten, damit sie drinnen einen Stepptanz aufführt. Wenn wir schon mal dabei sind.« Er fuhr sich mit den Fingern durch die etwas zu langen dunkelbraunen Haare. »Wie auch immer, die Tote liegt noch drinnen. Wir warten darauf, dass Joan fertig wird und uns das Okay für den Transport gibt.«

»Die Tote?«

»Ja, das Opfer scheint weiblich zu sein. Möglicherweise noch ziemlich jung.«

»Ach du Scheiße«, sagte Sayer und stopfte ihre Locken unter ein eng anliegendes Kopftuch.

»Wem sagst du das? Das Haus ist praktisch leer, die ganze

Show findet unten im Keller statt. Ziemlich übel. Falls du irgendwelche Tricks kennst, um nicht kotzen zu müssen, sei froh.«

»Ach was.« Während ihres Studiums hatte Sayer oft mit Leichen gearbeitet. Der Anblick von Blut und Eingeweiden machte ihr nichts aus. Wie jeder, der von Berufs wegen mit dem Tod zu tun hatte, konnte sie in ihrem Kopf einen Vorhang zuziehen, der ihr emotionales Empfinden von dem Grauen, mit dem sie konfrontiert wurde, abtrennte. Das war furchtbar, aber notwendig, wenn man sein seelisches Gleichgewicht erhalten wollte. Sie hatte hautnah miterlebt, was aus Menschen wurde, deren Abwehrmechanismen nicht stark genug waren. Ohne sie konnte man einen Job wie ihren nicht ausüben – es sei denn, man war ein Psychopath.

»Also«, fuhr Vik fort und klappte sein Notizbuch auf. »Vor zwölf Tagen ging bei der Polizei ein Notruf ein. Ein junges Mädchen. Sie sagte, sie wisse nicht, wo sie sei, und dann brach die Verbindung plötzlich ab. Der Anruf konnte nicht exakt zurückverfolgt werden, aber er schien irgendwo hier aus der Nähe gekommen zu sein. Man hat also eine Streife hingeschickt, und die Kollegen haben sich umgesehen und an ein paar Türen geklopft. Sie dachten, es sei vermutlich bloß irgendein verstrahltes Junkiemädel, das auf einem schlechten Speedtrip die Cops gerufen hat. Das Haus machte einen unbewohnten Eindruck, deswegen sind sie wieder abgefahren und haben nichts weiter unternommen.«

»Oh Mann.« Sayer vergewisserte sich, dass sie keine losen Gegenstände am Körper trug, erst dann zog sie sich ein Paar Latexhandschuhe über.

»Ich weiß!«, sagte Vik gedehnt. »Und heute meldet sich dann ein Anwohner, weil es stinkt. Dieselben Kollegen von der Streife kommen zum zweiten Mal vorbei, um nach dem Rechten zu

sehen, und treten die Tür ein. Der Gestank kommt aus dem Keller. Einer der beiden berührt auf der Kellertreppe einen Stolperdraht, und ein Gewehr geht los, erwischt den armen Teufel frontal aus nächster Nähe. Der andere hat auch ein paar Schrotkugeln abgeköriegt, aber ihm geht es so weit gut – was man von seinem Partner weiß Gott nicht behaupten kann. Im Krankenhaus hieß es, sein Zustand sei bedenklich.«

Sayer und Vik gingen langsam den Flur entlang bis in die Küche, die sich im hinteren Teil des Hauses befand. Zwei Mitarbeiter der Kriminaltechnik knieten auf dem Boden und sicherten Spuren.

Oben an der Treppe zum Keller blieben sie stehen. Sayer spähte nach unten. Das Gewehr hing noch an der Decke, es würde später heruntergenommen werden. Flutlichter strahlten die hölzernen Stufen hinauf und warfen Sayers langen Schatten auf den blutigen Küchenfußboden. Der Geruch von Tod hing in der Luft wie altes Teeröl.

»Aber warum hat man uns um Hilfe gebeten? Ich hätte vermutet, dass das DCPD in so einem Fall lieber selbst ermitteln will, erst recht nachdem einer ihrer Kollegen schwer verletzt wurde.«

»Das wirst du gleich sehen. Es wurde noch nichts bewegt. Nicht mal der Hund«, sagte Vik.

»Der Hund?«

»Ich weiß! Sie haben da unten allen Ernstes einen Hundewelpen gefunden.«

»Einen Hundewelpen«, wiederholte Sayer, als sie den Fuß auf die Kellertreppe setzte.

Unten angekommen, fanden sie sich in einem großen, fensterlosen Raum wieder, dessen Betonfußboden und nackte Ziegelwände das Licht der Tatortleuchten zurückwarfen. Am hinteren

Ende des Raums stand Joan Warren, die leitende Rechtsmedizinerin des FBI, neben einem großen, von der Decke hängenden Käfig, den man eher in der Folterkammer unter dem Tower von London vermutet hätte als im Keller eines Reihenhauses. Er bot ausreichend Platz für ein großes Tier und bestand aus geschwärzten Eisenstäben, was ihm eine altertümliche, leicht schaurige Optik verlieh. Er hing an einer dicken schwarzen Eisenkette, die mit einem glänzenden neuen Haken an der Decke befestigt war.

Joan lehnte sich in den geöffneten Käfig und beugte sich über etwas am Käfigboden. Obwohl Sayer die Rechtsmedizinerin nur von hinten sehen konnte, vermutete sie, dass Joan dasselbe aufgeräumte Lächeln im Gesicht hatte wie an jedem Tatort. Von all ihren Kollegen in Quantico war Joan die Einzige, die keinen mentalen Vorhang zu benötigen schien, um mit Leichen zu arbeiten. Joan glaubte fest daran, dass Menschen nach ihrem Tod an einen besseren Ort kamen, und dementsprechend strahlte sie bei jeder Autopsie die heitere Zufriedenheit eines Menschen aus, der wusste, dass er lediglich die vergängliche Hülle des Mordopfers vor sich hatte, während dessen unsterbliche Seele längst in den Himmel oder ins Nirwana oder wohin auch immer aufgestiegen war. Sayer wünschte, sie hätte dieser Idee etwas abgewinnen können, dann wäre das alltägliche Grauen ihres Jobs vielleicht etwas leichter zu ertragen gewesen.

Fürs Erste ignorierte sie Joan sowie den Käfig und nahm stattdessen den Raum in Augenschein. Sie legte stets Wert darauf, sich zunächst einen Gesamteindruck vom Tatort zu verschaffen, ehe sie sich näher mit dem Opfer befasste. Ganz still stand sie da, nur ihre Finger glitten über die Schnur mit Bernsteinperlen in ihrer Tasche. Bis auf den Käfig war der Keller leer.

Zwei Kriminaltechniker kauerten nebeneinander am Fuß der

Treppe. Als sie die Köpfe hoben und Sayer mit einem angespannten Lächeln begrüßten, erkannte sie Ezra, einen jungen Mann mit blauen Haaren und mehreren Dutzenden von Piercings im Gesicht. Er hielt einen jungen Hund auf dem Arm, der bis zum Hals in einem Asservatenbeutel aus Stoff steckte und zappelte, während sein Kollege versuchte, das Gesicht des Tiers mit einer Fusselrolle zu bearbeiten.

Das Hündchen stieß ein spitzes Jaulen aus und wedelte trotz des Beutels wie wild mit dem Schwanz.

Ezra stöhnte genervt. »Hi, Special Agent Altair. Ich kann den Hund hier unmöglich weiter auf Spuren untersuchen. Ich hab ihn eingetütet, aber für den Rest müsste er ins Labor.« Der Hund winselte leise. Er hatte aufgehört zu zappeln, dafür versuchte er nun andauernd Ezras Hand zu lecken.

»Von mir aus, Ezra. Sie sind der Experte. Vielleicht kann einer von Ihnen ja mit dem Hund schon mal vorfahren, und die anderen machen hier weiter.«

Ein dritter Kriminaltechniker ging mit einer Kamera durch den Raum und machte Fotos. Immer wieder flammte sein Blitzlicht auf.

Mit einem tiefen Atemzug trat Sayer schließlich auf den Käfig zu. Damals, als sie noch ein Frischling an der FBI-Akademie gewesen war, hatte sie sich über jeden neuen Serienmörder-Fall, der ihres Weges kam, gefreut – ja, sie hatte regelrecht einen Kitzel der Erregung verspürt, die dunkle, unwiderstehliche Verlockung der Brutalität in all ihrer Entsetzlichkeit. Doch was früher ein Faszinum gewesen war, rief inzwischen nur noch Abscheu hervor. Jedes neue Opfer riss ein kleines Loch in den Vorhang in ihrem Kopf, und so fiel es ihr zunehmend schwerer, ihre Gefühle auszublenken und die toten Frauen und Kinder, die den Weg der

von ihr gejagten Monster pflasterten, mit analytischer Distanz zu betrachten.

»Ungewöhnlich.« Sie deutete auf den Käfig.

Vik ließ ihr den Vortritt. Er selbst hielt sich fürs Erste im Hintergrund. »Ja. Vielleicht lässt sich feststellen, wo er herkommt.«

Dies hier war ihr erster gemeinsamer Tatort, und Sayer war heilfroh, dass Vik nicht zu sehr an ihr klebte oder zu viel redete. Aufgrund ihres laufenden Forschungsprojekts hatte sie keinen festen Partner, daher wusste sie nie genau, was sie erwartete, wenn ihr jemand für einen Fall zugeteilt wurde. Es gab nichts Schlimmeres als Kollegen, die im Angesicht einer Leiche ohne Punkt und Komma quatschten.

»Jetzt weißt du, warum man uns gerufen hat.« Viks Stimme klang gepresst.

Sayer nickte, ohne ihn anzusehen, und trat neben die Rechtsmedizinerin.

»Ich habe schon gehört, dass du den Fall übernimmst.« Vom Aussehen her, fand Sayer, verkörperte Joan immer ein bisschen den Typ der perfekten Ehefrau: dunkelblond, akkurat frisiert, Strickjacken und knielange Röcke.

»Ja, sieht ganz danach aus.«

Die Rechtsmedizinerin hob den Kopf. »Gut.«

Sayer zwang sich dazu, ihren Blick auf die Tote zu richten. Obwohl der Verwesungsprozess schon weit fortgeschritten war, verrieten Kleidung und Haare eindeutig, dass es sich um eine Frau handelte. Sie trug schlichte Sneaker, die früher einmal weiß gewesen waren, eine verdreckte Jeans und ein violettes T-Shirt mit der Aufschrift *Diese Prinzessin rettet sich selbst* in grünen Druckbuchstaben. Sie hatte blondes, leicht verfilzt aussehendes Haar, von dem einige Strähnen durch die Gitterstäbe hingen. In einer

Ecke des Käfigs lag ein Haufen modriger Zeitungen, dort hatte das Mädchen offenbar ihre Notdurft verrichten müssen.

»Also, was haben wir?«

»Na ja, unter dem üblichen Vorbehalt ...«

»Ich weiß, dein endgültiger Bericht kommt noch.«

»Genau. Also, unter Berücksichtigung der Tatsache, dass es sich lediglich um eine allererste Einschätzung handelt ... würde ich sagen, sie ist zwischen sechzehn und zwanzig Jahre alt. Guter allgemeiner Gesundheitszustand. Vermutlich an Flüssigkeitsmangel verstorben.« Mit geübten Bewegungen stülpte Joan Asservatenbeutel über die Hände des Mädchens.

Sayer schwieg. Sie wusste, dass Joan von sich aus fortfahren würde, falls sie noch etwas hinzuzufügen hatte.

»Sieh dir die Bissspuren an ihren Armen und Beinen an.«

»War der Hund mit ihr im Käfig eingesperrt?«

»Ja – obwohl ich noch nicht abschließend sagen kann, ob es sich tatsächlich um Hundebisse handelt.«

Sayer verzog die Lippen zu einer Grimasse.

Joan redete weiter. »Ich würde schätzen, sie ist seit circa sechs Tagen tot.«

Sayer rechnete zurück. »Was meinst du, wie lange wäre sie ohne Essen und Trinken ausgekommen?«

Joan zuckte die Achseln. »Ohne feste Nahrung hätte sie problemlos mehrere Wochen überleben können. Was sie getötet hat, ist der Flüssigkeitsmangel. Wie lange es dauert, bis man verdurstet, hängt von vielen unterschiedlichen Faktoren ab. Welche Temperatur hier unten herrschte, wie ihre Konstitution war – da gibt es zu viele Variablen, als dass ich irgendwas Genaues sagen könnte. Meine –«

»Schon klar: deine vorläufige Einschätzung.«

»Wahrscheinlich knapp eine Woche. Fünf Tage, maximal sieben.«

Sayer rieb sich mit der Hand das Kinn. Also sechs Tage plus eine Woche. »Vor zwölf Tagen hat die Polizei den Notruf bekommen. Vielleicht wurde der Kidnapper ja durch das Auftauchen der Streife verschreckt und hat sich danach nicht mehr getraut zurückzukommen.«

»Vom Timing her würde es passen.« Joans schmales Gesicht war angespannt.

Nach abgeschlossener Inspektion des Tatorts verließen Sayer und Vik das Haus und standen zusammen draußen auf der Veranda. Sayers Handy klingelte, und sie warf einen schnellen Blick darauf. Schon wieder ein Anruf von ihrer Großmutter. Die Frau ließ einfach nicht locker. Bestimmt wollte sie, dass Sayer zum nächsten Familienessen kam. Doch statt sich von ihr ein schlechtes Gewissen machen zu lassen, schaltete Sayer den Klingelton kurzerhand aus.

»Wir sollten zurück ins Büro fahren«, meinte sie dann zu Vik. »Holt will ein Update, und ich wette, sie ist schon dabei, eine Sonderinheit zusammenzustellen.«

»Soll ich mir die Zeugenaussage von dem Cop besorgen?« Vik deutete zu Wilson Tooby hinüber, der, umringt von einem Krankenwagen sowie einem halben Dutzend Einsatzfahrzeugen, an der Stoßstange seines Autos lehnte. Selbst von der Veranda aus konnte Sayer sehen, dass seine Hände zitterten. Sein Gesicht war zu einer traurigen Maske verzerrt. Es war das Gesicht eines Mannes, der sich verzweifelt bemühte, nicht zu weinen.

»Nee, lass mal, ich rede schon mit ihm. Wir treffen uns dann in Quantico.«

Als Ermittler musste man vor allem eine gute Menschen-

kenntnis besitzen. Wilson stand unter Schock, daher war die Chance, dass er sich ihr öffnen würde, größer, als wenn Vik sein Glück versucht hätte.

»Officer Tooby?«

Der Mann unternahm den Versuch, die Hand zum Gruß zu heben, doch die Bewegung war kaum wahrnehmbar. »FBI?«

»Ganz genau, Sir. Special Agent Sayer Altair. Ich brauche noch Ihre Zeugenaussage, wenn Sie sich dazu in der Lage fühlen.«

»Sicher, sicher.« Es klang, als wollte er sich selbst bestärken.

Sayer lehnte sich neben ihm gegen den Streifenwagen, damit er sie beim Reden nicht anschauen musste.

»Sie haben also vor zwölf Tagen einen Notruf reinbekommen ...«, begann sie.

»Genauso war's. Ich hab gehört, da drinnen wurde ein totes Kind gefunden.« Er verstummte und blickte zu dem Reihenhaushaus empor.

Sayer schweig eine Zeit lang, ehe sie ihm antwortete. »Ja, das stimmt. Das Opfer ist weiblich, nach den jetzigen Erkenntnissen knapp unter zwanzig.«

Danach war es mit Toobys Beherrschung endgültig vorbei. Die Tränen in seinen Augenwinkeln liefen über. »Das arme kleine Ding. Sie hat uns um Hilfe gerufen, und es wäre mein Job gewesen, sie zu retten. Sie saß die ganze Zeit da drinnen im Keller und hat gehört, wie wir an die Tür geklopft haben. Vielleicht hat sie schon geglaubt, dass ihr Albtraum endlich vorbei wäre. Dass wir runterkommen und sie befreien würden. Stattdessen bin ich einfach umgedreht. Ich hab das arme Mädchen sterben lassen, weil ich unbedingt nach Hause zu meinem Kind wollte.« Er ließ die Schultern hängen. »Und mein Partner. Er war ein Arsch, der mieseste Cop, den ich je als Partner hatte. Und dann rettet er mir aus

Versehen mein gottverdammtes Leben.« Er lachte. »Beschissener geht's doch gar nicht.«

Sayer legte ihm eine Hand auf den Unterarm. »Möchten Sie jetzt von mir hören, dass es nicht Ihre Schuld war? Dass Sie es schließlich nicht wissen konnten? Wenn Sie wollen, kann ich Sie gern mit ein paar hohlen Phrasen trösten.«

Erneut lachte er kurz auf. »Nein, ich brauch keine aufmuntern-den Worte, danke.«

Sayer und Wilson hockten nebeneinander auf der Motorhaube und schwiegen, bis sein Zittern sich wieder gelegt hatte. »Ich fürchte, ich hab Ihnen nicht viel zu erzählen«, sagte er.

»Als Sie zum ersten Mal hergekommen sind, ist Ihnen da nichts Verdächtiges aufgefallen?«

»Nichts. Wir haben mit dem Nachbarn und einem Käufer gesprochen.«

»Käufer?«

»Ja, da war so ein Typ, der die ganze Zeit um uns rumgeschlichen ist. Wirkte ziemlich nervös, aber ich wette, der war bloß in der Gegend, um sich irgendwo Stoff zu beschaffen.«

Sayer dachte nach. Dass mit Drogen gedealt wurde, war für die Gegend nichts Ungewöhnliches. Sie würde der Spur trotzdem nachgehen.

»Wir bräuchten ein Phantombild von dem Mann. Ich schicke Ihnen morgen unseren Zeichner vorbei. Sonst noch was?«

Wilson knetete zweimal seine Hände, ehe er sie sinken ließ. »Tut mir leid, Agent Altair, aber sonst hab ich nichts mehr zu bieten. Nur einen riesengroßen Haufen Schuldgefühle, den ich wahrscheinlich für den Rest meines Lebens mit mir rumschleppen werde.«

Sayer reichte ihm ihre Visitenkarte. »Okay, wenn Ihnen doch noch was einfällt, melden Sie sich.«

»Agent Altair«, rief er ihr nach, als sie sich bereits zum Gehen gewandt hatte.

Sie drehte sich um.

»Sagen Sie es mir? Ich meine, sagen Sie mir Bescheid, wenn ... wie?« Er zeigte in Richtung Haus.

»Ich nenne Ihnen gern die Einzelheiten, wenn Sie sicher sind, dass Sie sie hören wollen.«

Er schloss die Augen und nickte. »Ich bin mir sicher.«